

Patriarchenstellung innerhalb des württembergischen Pietismus beruht auf der Tatsache, daß er in Leben und Denken all das vereinte, was in Württemberg geschätzt wird. Er konnte die vielfältigen Elemente, die in seiner Zeit öffentlich oder unterschwellig im pietistisch-separatistischen Volksteil Württembergs vorhanden waren, artikulieren. Darunter ist u. a. das Bestreben, Glauben und Denken nicht auseinanderzureißen, zu rechnen. Die ganze Bibel, der ganze Heilsplan, der ganze Mensch – und nicht nur ein bruchstückhaftes Denken und Leben sind wichtig. Die Bibel ist formal gesehen absolute Autorität, auch wenn es eigenwillige Interpretationen gibt. Die Treue in kleinen Dingen, das Warten auf den Ruf, statt sich vorzudrängen, die Zurückhaltung in weltlichen Dingen, die Hoffnung auf das Kommen des Christus, all das hat der schwäbische Prälat verkörpert und durch viele persönliche Kontakte, durch seine Schriften und seine Briefe weitergegeben. Bengels Wirkung beruht darauf, daß durch seine Lebensarbeit der Separatismus zunächst nicht weiter an Boden gewann, der Pietismus indes in der Landeskirche integriert werden konnte, wo er durch das Edikt von 1743 auch gesetzlichen Lebensraum erhielt. Die Tatsache, daß man in Württemberg auch als „Pietist“ Prälat werden und so Einfluß gewinnen konnte wie Bengel, hielt viele Schwaben davon ab, sich von der Kirche zu separieren.

Noch ein weiterer Aspekt der Auseinandersetzung zwischen Bengel und Zinzendorf kommt bei Mälzer zu kurz. Die Polemik, die zwischen beiden herrschte, verhinderte einen möglichen gegenseitigen „Lernprozeß“. Dabei hätte Zinzendorf theologisch und exegetisch von Bengel viel profitieren können. Den württembergischen Pietismus des 18. Jahrhunderts aber hätten sozialeschlechte oder missionarische Impulse durch die Herrnhuter befruchten können. Wahrscheinlich könnte man die gegensätzlichen Positionen von Bengel und Zinzendorf durch den Vergleich ihrer exegetischen Aussagen genauer erfassen. Besonders geeignet dafür dürften Bibelstellen sein, die in der jeweiligen Christologie ein zentrale Stelle einnehmen. Zu denken wäre etwa daran, wie das „Kreuz Christi“ oder „Blut und Wunden Jesu“ bei Bengel und Zinzendorf eine völlig verschiedene Interpretation finden.

Trotz der erwähnten Einschränkungen wird die Arbeit des Verfassers für jede zukünftige Bengelbiographie eine wertvolle Hilfe sein, weil in ihr die Akten eines wichtigen Teilgebiets sorgfältig ausgewertet wurden.

*Reutlingen*

*Joachim Trautwein*

Manfred P. Fleischer: *Katholische und lutherische Ireniker. Unter besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts* (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Geistesgeschichte, Bd. 4). Göttingen (Musterschmidt-Verlag) 1968. 298 S., kart. 8° DM 39,80.

Dieses Buch des deutsch-amerikanischen Theologen und Historikers, das aus einer Dissertation bei Prof. Schoeps hervorgegangen ist, ist weniger eine Geschichte der lutherisch-katholischen Irenik, sondern eine durch Zwischentexte verbundene Kette von Kurzbiographien, die für das 19. und 20. Jahrhundert durch die Beschreibung einzelner Gruppen ergänzt wird. So werden im ersten Kapitel die Ireniker (auf beiden Seiten) im Heiligen Römischen Reich von Erasmus bis zu einigen Theologen der Aufklärungszeit aufgeführt. Dem schließt sich im zweiten Kapitel eine ähnliche Kette von „Einheitssuchern im Deutschen Bund“ an, die wiederum nach bestimmten Gemeinsamkeiten gruppiert werden. Kapitel drei und vier sind der sog. „Erfurter Konferenz“ vom September 1860 und den an ihr Beteiligten gewidmet. Weitere drei Kapitel (5–7) behandeln die Geschichte und die Persönlichkeiten des „Ut-Omnis-Unum-Werkes“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im letzten Kapitel wird die Irenik im 20. Jahrhundert bis hin zur CDU und Johannes XXIII. dargestellt.

Das Hauptgewicht des Buches, das zeigt dieser Überblick über die Kapitel und das wird auch im Titel angedeutet, liegt auf dem 19. Jahrhundert. So unbedeutend, privat und am Rande des Geschehens auch die damaligen Versuche um eine lutherisch-katholische Annäherung in der heutigen Perspektive erscheinen mögen, so sind sie doch gerade wegen ihres Nonkonformismus und ihres vorausgreifenden Charakters geschichtlich bedeutsam, auch wenn ihnen eine größere Ausstrahlung versagt geblieben

ist. Fleischer hat hier auf viele schwer zugängliche Quellen zurückgegriffen und mit seiner Darstellung dieser Versuche und der hinter ihnen stehenden Persönlichkeiten unsere Kenntnis dieses Aspekts der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zweifellos bereichert.

Doch diese Anerkennung des Verdienstes dieses Buches muß mit einer ganzen Reihe von kritischen Einwänden verbunden werden. Zunächst hat Fleischer den Begriff der Irenik so weit gefaßt, daß eine ganze Reihe von Persönlichkeiten in seiner Aufzählung Platz findet, deren „Einheitsbemühungen“ lediglich im Bekehrungseifer und in der Polemik des aggressiven Konvertiten bestanden (z. B. Klopp, S. 116 f.). Kann man aber hier, nach allgemeinem Verständnis, noch von „Irenik“ sprechen? Die ersten beiden Kapitel, die drei Jahrhunderte umfassen, bieten nicht mehr als eine Aneinanderreihung von Kurzbiographien im Lexikonstil, die zwar als Überblick nützlich, wegen allzu spärlicher Literaturhinweise aber für weitere Arbeiten in diesem Bereich kaum hilfreich ist. Eine nähere Beschreibung der Absichten dieser Männer wird kaum gegeben. Entsprechend unbefriedigend ist das letzte Kapitel, vor allem der Teil über die jüngste Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg. Hier werden die Gewichte, bedingt wohl durch die konservative und hochkirchliche Einstellung des Verfassers, zu einseitig auf solche Gruppen wie die „Sammlung“ oder den „Bund für evangelisch-katholische Wiedervereinigung“ gelegt. Da sich dieses Buch vor allem mit „Außen-seitern“ beschäftigt, mag dies als konsequent erscheinen. Nur wird dann übersehen, daß das Bemühen um eine lutherisch-katholische Annäherung in den letzten 10 Jahren im Unterschied zu früher weit über den Kreis der „Außenseiter“ hinausgegangen ist und z. B. auch durch die gemeinsame exegetische Arbeit, die katholische Lutherforschung etc. kräftige Impulse empfangen hat.

Eine Auseinandersetzung mit den eingestreuten, häufig schlagwortartigen Thesen und Urteilen des Verfassers ist hier nicht möglich. Dazu gehört auch die m. E. groteske Bemerkung, die Ansichten von Friedrich Wilhelm IV. über das Bischofsamt hätten Newman zur Konversion veranlaßt. Und noch eine Bemerkung zur äußeren Form. Gewiß, die Wissenschaftlichkeit oder Bedeutung einer Arbeit läßt sich keineswegs an der Zahl ihrer Fußnoten ablesen. Doch wenn hier laufend Zitatsetzen oder ganze Zitate ohne Beleg und viele Kurzbiographien ohne auch nur einen Verweis angeführt werden, dann ist das, mit Verlaub, schludrig und überdies ärgerlich für denjenigen, der dieses Buch für eigene Arbeiten benutzen möchte.

Zusammenfassend: Das positive Urteil über die Kapitel zum 19. Jahrhundert bleibt bestehen, die anderen Teile sind in ihrer Anlage und Durchführung wenig befriedigend.

*Strasbourg*

*Günther Gassmann*

Gotthold Müller: Identität und Immanenz. Zur Genese der Theologie von David Friedrich Strauß. Eine theologische- und philosophiegeschichtliche Studie. Mit einem bibliographischen Anhang zur Apokatastasis-Frage (= Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie Bd. 10). Zürich (Ev. Verlag) 1968. XXIV, 342 S., geb. DM 24.80.

Im Mittelpunkt der hier anzuzeigenden Basler Habilitationsschrift für systematische Theologie steht die 1831 entstandene philosophische Doktorarbeit von D. Fr. Strauß über „die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung“, die Ernst Müller 1942 zuerst wieder aufgefunden und besprochen hat (Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte VI, 1942 S. 164–193). Im Rahmen seiner Arbeit ediert G. Müller S. 49–82 den Text der Dissertation. Die Bedeutung dieses Dokuments besteht darin, daß es sich um eines der frühesten theologischen Werke von Strauß handelt, noch vor dem Leben Jesu entstanden und in manchem ein Präludium dazu. Die charakteristischen Züge von Straußens Arbeitsweise, von seiner Philosophie und Theologie, lassen sich bereits erkennen. Man kann darüber allerdings nicht die Augen davor verschließen, daß es sich bei der Dissertation um ein äußerst flüchtig hingeworfenes Machwerk handelt. Die Mitglieder der „Genie-Promotion“ haben sich bei ihren Doktorarbeiten nicht sonder-